

Nichts zu verkaufen

Aber auch eine Art Geschäftsmann

Am dritten Tage bekam die zweite Journalistentagung der Evangelischen Akademie in Hermannsburg ein anderes „Kolorit“, wie Landesbischof D. Dr. Lilje sagte. Verkörpert wurde es durch den Negerfahrer Julian Green aus Illinois, der den Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, Prof. Dr. S. C. Michelfelder,



Prof. Dr. Michelfelder, Toledo (Ohio)
„Ich spreche nur aus dem Herzen“

im offenen Jeep aus Frankfurt in das norddeutsche Missionsdorf gebracht hatte.

„Das Unmögliche haben wir gern“, meinte der 58jährige amerikanische Geistliche lachend, als er über die Widrigkeiten seines Deutschlandausfluges sprach. In Genf, seinem derzeitigen Amtssitz, haperte es mit dem Visum. In Frankfurt verweigerte das USA-Oberkommando zunächst den Wagen. In Hannover öffnete ihm erst nach langem Umherirren weit nach Mitternacht das Friederikenstift seine gastlichen Tore. Da, auf dem nächtlichen Krankenhausflur, rief der Unverwüstliche, nach neunstündiger Jeepfahrt, seinem Fahrer scherzend zu: „Paß nur gut auf, daß sie dir nicht über Nacht ein Ohr wegoperieren.“

Im Juli 1945 war der Pfarrer der St. Pauls-Gemeinde in Toledo (Ohio) nach Europa gekommen. Seitdem arbeitet er in allen Ländern dieses Kontinents für sein Ziel, die Kirchen und ihre Gläubigen aus dem „Provinzialdenken“ herauszuführen. „Heute müssen wir Christen zusammenarbeiten. Zusammen müssen wir doch auch vor unserem Gott stehen.“

Das Gesicht des stattlichen, gewichtigen Mannes, der an der Uhrkette ein kleines goldenes Kreuz trägt, wechselte zwischen kindhafter Fröhlichkeit und tiefem Ernst. „Ich weiß“, rief er seinen deutschen Zuhörern zu, „daß eine Scheibe Brot zu Zeiten wichtiger ist als ein Gebet.“

So hat er es in seinem Leben erfahren. Als Wandermissionar durchstreifte der junge Geistliche einst den Norden Kana-

das. In Pittsburg unter den Stahlarbeitern wirkte er als Volksmissionar. Damals ging er als einziger in die Gefängnisse. Heute ist es ihm eine Freude, daß jetzt drei Kaplane dort seine Arbeit an den Gefangenen fortsetzen.

Sofort schlägt er von dieser früheren Wirksamkeit her eine Brücke zu seinen deutschen Hörern: „Heute lebt ihr alle in einem großen Gefängnis.“ Er will helfen, die Tore zu öffnen. „Es genügt nicht, daß wir zu euch kommen. Auch ihr, und vor allem eure Jugend, müßt zu uns nach Amerika kommen.“

Sein Vorgänger im Amt als Generalsekretär, Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje D. D., bestätigt ihm freudig sein Bemühen, den Ring des Hasses und der Ablehnung um Deutschland zu sprengen. Fünfzig deutschen Delegierten hat der Amerikaner den Weg nach Lund zur Konferenz des Lutherischen Weltbundes geebnet.

Dr. Michelfelder muß erst auf die Hilfstätigkeit der amerikanischen Kirchen angesprochen werden, um überhaupt die neun Millionen Dollar zu erwähnen, die die Kirchen in den USA bisher für Deutschland sammelten. Er will nichts rühmen. „Ich spreche nur aus dem Herzen. Ich habe nichts zu verkaufen.“ Doch: „Heute muß der Christ auch eine Art Geschäftsmann sein.“

Soeben hatte er sich noch als „ausgeartet“ bezeichnet: Er ist der einzige Geistliche in einer Familie von Geschäftsleuten. Nun hat er doch vor einigen Monaten ein größeres Geschäft getätigt, als es je sein Vater und seine Brüder abgeschlossen. Er kaufte 90 000 Paar Schuhe für deutsche Kinder.

Der hannoversche Landesbischof mußte dem amerikanischen Amtsbruder wiederholt dolmetschen. Der Nachkomme einer 1846 aus Württemberg ausgewanderten Familie ist ganz Amerikaner. 1913 hat er zum letztenmal in deutscher Sprache gepredigt. Aber die Verbundenheit des Christenmenschen mit den Glaubensbrüdern in Deutschland blieb. Als Lilje vor dem Kriege in den Vereinigten Staaten weilte, sprach er in der Kirche Michelfelders in Toledo. Heute ist es Michelfelder, der den Besuch seines Freundes Lilje in den USA im nächsten Frühjahr vorbereitet.

Aus eigener Anschauung ergänzte ein deutscher Pfarrer am nächsten Tage den Bericht des amerikanischen Geistlichen: Martin Niemöller D. D. stand auf der Kanzel der Hermannsburgener Kirche und erzählte voraussetzungslos und doch faszinierend von seiner Reise durch die USA.

Sein gebräuntes, faltig-bewegtes Gesicht schien sich über den Kanzelrand hinweg der Gemeinde im Kirchenschiff und auf den zweistöckigen Emporen entgegenzurecken. Seine langen, ringgeschmückten Hände griffen ruhelos mit weiten Gebärden hinaus, umschlossen das Pult und schoben die Spruchdecke, das Antependium, hinweg.

Niemöller ging von seinen äußeren Eindrücken in USA aus: „In Amerika schämt sich niemand, ein Christ zu sein.“

An jedem Sonntag während seines halbjährigen Aufenthalts besuchte der deutsche Pfarrer einen anderen Gottesdienst und hörte eine andere Predigt. Nun berichtet er von dem immerwährenden Thema vieler dieser Predigten: Wie werde ich ein frommer und glücklicher Mensch?

Dies nennt er die Fragestellung eines jugendlich empfindsamen Menschen und eines Optimisten: „Noch sind wir nicht ganz gut; aber vielleicht werden wir es morgen sein.“

Der deutsche Beobachter glaubt noch tiefer gesehen zu haben. Er spricht von dem Bruch, den der amerikanische Opti-

mismus bekommen hat. Er nennt den Grund: die Atombombe. „Seit Hiroshima wissen die Amerikaner nicht mehr, wohin die Reise geht. Die Geister, die sie riefen, können sie nicht mehr bannen.“

Daraus ergibt sich für Niemöller die Notwendigkeit eines Dienstes der europäischen, speziell der deutschen Christen für ihre Glaubensbrüder in den USA. „Diese Christenheit da drüben bedarf dessen, was sie uns so vielfältig gegeben hat, nämlich unserer Fürbitte.“

Tags zuvor hatte der Amerikaner Michelfelder seinen deutschen Hörern schlicht bekannt: „Ihr wißt es wohl nicht, daß während des ganzen Krieges vor dem Altar meiner Kirche in Toledo für euch gebetet wurde.“

ARCHITEKTUR

Zwei Parteien unter einer Decke

Die stärkeren Neinsager

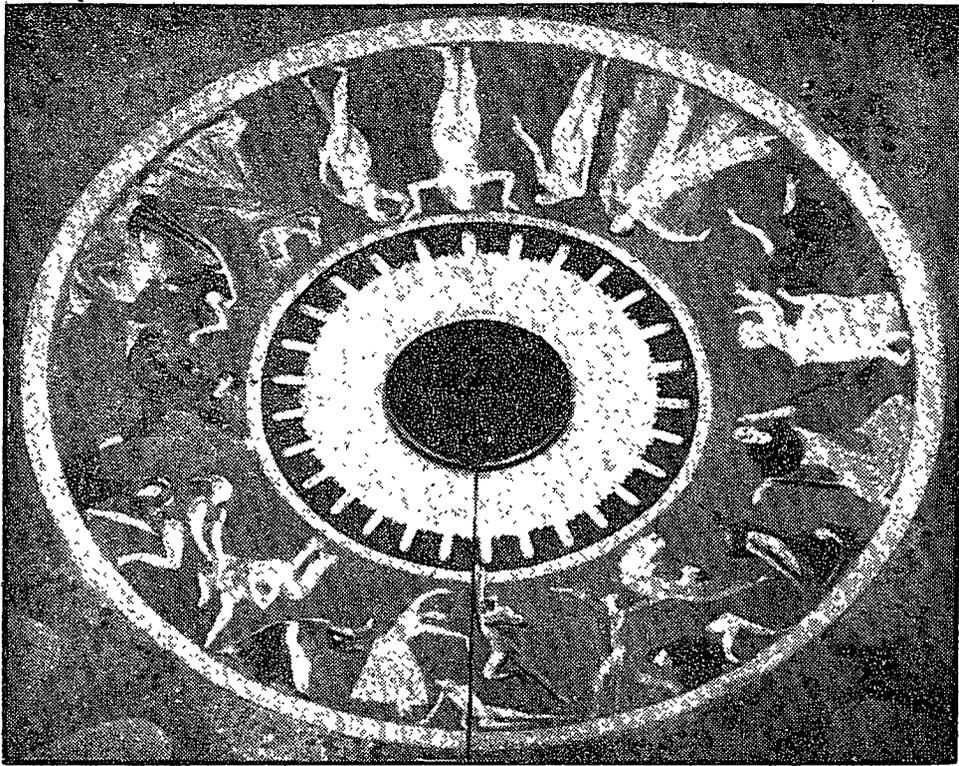
Gegenüber den zerstörten Kolonnaden am Eingang zum wiedererstandenen Staatstheater saßen die alten Damen von Wiesbaden mit Zwicker und Opernglas und schauten als Zaungäste zu, was alles der Karawane von blitzenden Limousinen vor den wachsamem Augen der Wochenschau-Männer entstieg. Das Hessische Staatstheater wurde festlich wieder eröffnet.

Auf dem Vorplatz mischten sich Pelze und Fracks mit den blauen Sonntagsanzügen der Arbeiter und Handwerker, die das Haus in knapp halbjähriger Arbeit in standgesetzt hatten und zur Eröffnungsvorstellung eingeladen waren. Deutsche und Amerikaner, Opernfreunde und Sensationshungrige, Minister und Künstler



Barock unten

Von Wilhelm II. erbaut



Expressionismus oben, von Professor Huber gemalt

waren gekommen und unter den Ehrengästen war auch Mrs. Clay, die Gattin des Generals.

„Ein Symbol des Wiederaufbaues“ nannte Dr. Newman, der Direktor der hessischen Militärregierung, den Theaterbau Ministerpräsident Stock wünschte, daß der Ruf der Bühne bald nicht nur über Hessens Grenzen hinweg, sondern auch weit hinaus ins Ausland dringen möge.

Als Wiesbadens Oberbürgermeister Redhammer sprach, wandten sich die Köpfe nach oben. „Dies neue Deckengemälde“, sagte er und wies dabei in die Höhe, „ist ein in seiner Art einzigartiges Kunstwerk, mit dessen Einfügung in die Architektur des übrigen Hauses der Münchener Professor Huber ein mutiges Wagnis beging“.

Der Oberbürgermeister sprach schon längst von etwas anderem, aber die Blicke der Wiesbadener und Nichtwiesbadener gingen noch länger zwischen dem von den Bomben verschont gebliebenen Pseudo-Barock-Durcheinander der Ränge und der farbigen Helle des neuen expressionistischen Deckengemäldes hin und her. Es sah ganz so aus, als habe man angestrengt zu überlegen, ob sich die beiden Stile miteinander vertrugen.

Den Herren der Presse hatte am Tage vorher Stadtbaurat Finsterwalder erklärt, daß die Schaffung dieses modernen Gemäldes in dem wilhelminischen Theater eine kulturhistorische Tat sei. Architekt Dörr hatte an Balthasar Neumann erinnert, der dem gotischen Dom in Würzburg die barocke Schönbornsche Kapelle angliederte, ohne daß Anlaß vorliege, an der Verschiedenheit der beiden Stile Anstoß zu nehmen.

Unter den Wiesbadenern aber bildeten sich angesichts des Deckengemäldes zwei Parteien. Die der Nein-Sager entpuppte sich bald als die stärkere.

Möglicherweise lag es nicht zuletzt an dieser Wirkung des Gemäldes, daß bei der feierlichen Eröffnung des Hessischen Staatstheaters eine festliche Atmosphäre nicht sonderlich hervortrat. Mozarts „Zauberflöte“ brachte es gerade noch auf fünf lieb- und leblose Vorhänge.

THEATER

Appellantin: Ida Wüst

Antrag abgelehnt

Meharban Singh Dhupia, Special Representative der Zeitung „The Khalsa“ in New Delhi, interessierte sich für die Entnazifizierung in Deutschland. Der Inder mit den schwarzmelierten glänzenden Locken unter dem malerisch geschlungenen gelben Turban ließ sich von Olof Starckenberg, dem Deutschland-Korrespondenten von „Expressen“ in Stockholm, in eine Verhandlung einführen.

Es war eine Verhandlung vor der Berliner Entnazifizierungskommission für Kunstschaffende. Appellantin: Ida Wüst.

Sie trug ein schwarzseidenes, hellgemustertes Kleid mit Spitzenkragen und Spitzenmanschetten, ein hutähnliches Gebilde mit roten Blüten und verwegenen Schleier auf dem blaßblondgefärbten Haar.

Mit „Grüß Gott“ begrüßte sie im Vorzimmer die Presseleute. Durch ihren Berater, Herrn Alfred Kriehn, ließ sie Exposés von fünf Schreibmaschinenseiten verteilen. Herr Kriehn hatte einen Koffer, vollgepfropft mit Akten, zu tragen. Eine besorgt blickende Krankenschwester mit Häubchen und Riechfläschchen und einige Verwandte gehörten noch zur Begleitung.

Parteigenossin war Ida Wüst nicht, aber Präsidentin der Künstler-Altershilfe mit einer Halbmillion-Spende von Göring und dicken Beziehungen zu Kultur-Hinkel. Die Kommission sprach von pronazistischem Verhalten. Ida Wüst setzte eine grüne Brille auf und protestierte. Sie habe sogar Juden unterstützt.

Dann lag der „Völkische Beobachter“ vom 11. 4. 1934 auf dem Tisch. Darin war von Ida Wüst die Rede, „wie sie keiner kennt“: „Ich bin von ganzem Herzen Nationalsozialistin“. Das sei von der Reporterin dazu gedichtet worden, die Presse sei ja so, sagte Frau Wüst.

Von 1938 stammte ein Vierzeiler zum Anschluß Oesterreichs: „Der Welt zum Trutz, Großdeutschland zum Nutz“, uns allen zur Wehr, unserem Führer zur Ehr' Dein Ja.“ Ida Wüst hatte es unter ein Starfoto geschrieben. Etwas impertinent: „Ich bin nicht die einzige, die so etwas geschrieben hat. Sonst wären die Nazis nicht so fett geworden. Pech, daß man das bei mir entdeckt.“

Im übrigen gehöre sie zu den Verfolgten des Nazi-Regimes. Empört fuhr sie herum, als im Zuhörerraum gelacht wurde: „Sie dürfen nicht lachen!“

Sie bekam einmal anonyme Briefe und sah das als Verfolgung an. Die Kommission wünschte die Briefe zu sehen. Herr Kriehn suchte sie in den Aktenstößen, und ihre Harmlosigkeit stellte sich heraus.

Dann wurde es dramatisch. Stefanie Ruschin, eine Schauspielerin, sagte ruhig aus: „Bei Walter Mehrings Mutter, meiner Gesangslehrerin, sah ich im Frühjahr 1933 einen Brief: „Sie dreckige Saujüdin. Sie wagen es, mir eine Rechnung zuzuschicken? Seien Sie froh, daß ich Sie nicht bei der Partei anzeige.“ Unterschrift: Ida Wüst.“

Mit beiden Händen wild in der Luft herumschüttelnd, fuhr die Appellantin von ihrem Sitz hoch, mit schrillum Schreikrampf: „Nein, nein, nein, das ist ja nicht wahr, das ist gelogen!“ Mit Brachialgewalt und Riechfläschchen wurde sie beruhigt.

Pause. Einige Zuhörer wurden en passant verdonnert, weil sie sich mitem-



„Wie sie keiner kennt“
Ida Wüst, noch ohne Sonnenbrille

pört hatten: Bei der Vernehmung blieb Stefanie Ruschin fest.

Es war noch von Micklich die Rede, einem Gestapoagenten, mit dem Ida Wüst gut bekannt war. Sie schenkte ihm Oster Eier. „Er war so ein guter Mensch.“

Fast sieben Stunden dauerte die Verhandlung. Ida Wüsts Ratlosigkeit stieg. Dann verkündete man: „Antrag abgelehnt.“

„Wollen Sie Berufung?“ — „Natürlich“, fuhr sie heraus. Witzelnd schritt sie durch die Menge.